

Nr. 190. Bromberg, den 5. September 1928.

Luzifers Ende.

Roman von W. Klöpffer.

Vertrieb: Karl Dunker Verlag Berlin W. 62.

(20. Fortsetzung ——— (Nachdruck verboten.)

„Ein Verfolgter bist du?" In den mokkabraunen Augen glomm Mitleid. Augenblicklich hatte sie den eigenen Schmerz vergessen. Einer, der selbst verfolgt wurde, tat ihr nichts. Sie sagte altklug: „Es sind böse Menschen hier auf dieser Insel, ich hasse sie." Sie glitt auf ihren bloßen, schmalen Sohlen ans Fenster, so daß sie dicht vor Sander stand. Sie zog ihr dünnes Hemd über der Brust zusammen und lächelte zutraulich: „Ich glaube dir, Fremder. Dein Gesicht scheint nicht zu lügen. Warum wollen sie dich töten?"

„Sie schleppen Menschen auf die Insel und zerschneiden sie in ihren großen Häusern. Auch mich wollten sie zerschneiden, kleine Atimeh." Seine Ausdrucksweise mußte sich ihren primitiven Anschauungen anbequemen. Er spielte Hasard. „Nun wirst du mich ihnen wohl verraten, wie?" fragte er lauernd.

Atimehs saftroter Mund öffnete sich. Sie erwiderte verweisend: „Bin ich eine Verworfene? Nein, ich werde dich nicht verraten. Ich werde mich vielmehr freuen wenn du ihnen entkommst. Aber wie willst du ihnen entkommen? Es ist ein großes, großes Wasser um die Insel." Ihre Augen ertranken in Schwermut.

Klaus sagte freundlich: „Vorhin war ein Japaner bei dir. Ich sah ihn fortgehen. Trägt er die Schuld, daß du weintest?"

„Es war Kamura. Ich hasse ihn. Ishi, der Räuber, hat mich an ihn verschenkt wie ein Stück Kattun. Nun kommt Kamura in jeder Nacht und nimmt mich, wie man eine Banane nimmt. Kamura ist ein Vieh." Atimehs Augen funkelten vor Haß.

Klaus streichelte eins ihrer braunen Händchen.

„Weine nicht mehr, kleine Atimeh. Willst du mich nicht in dein Zimmer lassen? Wenn mich hier draußen jemand sieht, bin ich verloren. Es beginnt, Tag zu werden."

„Ja, komm!" sagte sie und gab die Fensteröffnung frei. Klaus turnte mit einem Klimmzug in das Zimmer. Auf einer ziegelroten Matte ließ er sich nieder und betrachtete das Mädchen, dessen schlanker Körper unter dem dünnen Hemd wie Bronze schimmerte. Sie war sehr schön, die Kleine. Klaus erkundigte sich:

„Was ist dieser Kamura?"

„Ishis Freund und ein böser Mann. Hüte dich vor ihm. Er besitzt viel Macht hier. Der Gouverneur hat ihm den silbernen Vogel anvertraut, der über das große Wasser zum Festland fliegt."

Sollte der Kerl Flieger sein, dachte Sander. Seine Vermutung bestätigte sich. Kamura war Mr. Devils Pilot, und sein Doppeldecker stand drüben hinter den Fabriken in einem hölzernen Schuppen. Klaus hatte eine verwegene Idee. Er fragte:

„Kannst du mir sagen, Atimeh, wann Kamura den silbernen Vogel wieder lenken wird?"

„In einigen Tagen, soviel ich weiß. Ich kann ihn ja fragen, wenn er wiederkommt."

„Tue das, Atimeh. Aber so, daß er nichts von meiner Anwesenheit ahnt. Vielleicht könnte ich dann auf dem silbernen Vogel entfliehen, ohne daß mich Kamura sieht?"

„Im Körper des Vogels ist eine Stelle, wo sich ein Mensch verstecken kann. Aber man muß in eine Kiste kriechen, die sich hinter dem Führersitz befindet. Ich habe mir den silbernen Vogel genau betrachtet", meinte sie wichtig. „Ich werde dir helfen, Fremder."

Klaus sprang empor und legte den Arm um die Hüfte des Mädchens.

„Du bist ein gutes Ding, Atimeh. Wenn es mir gelingt, zu entkommen, werde ich dich nicht vergessen. Aber wo soll ich mich bis dahin verbergen?"

Sie antwortete:

„Bei mir. Es wird dich niemand finden, ich habe ein wunderschönes Versteck. Ich bringe dir auch zu essen, Bananen, Maisbrot und Kokosnüsse. Oder magst du lieber gebratene Fische?"

„Beides, liebe Atimeh", lachte Klaus und verspürte einen gotteslästerlichen Hunger. Seit 20 Stunden hatte er nichts über die Lippen gebracht. Die Kleine erinnerte ihn an seinen Appetit.

„So warte hier, Fremder. Ich komme gleich wieder", sagte Atimeh und verließ mit einem glücklichen Lächeln den Raum.

Der silberne Vogel Kamuras.

Atimeh war eine nicht zu unterschätzende Bundesgenossin. Sie las Klaus jeden Wunsch von den Augen ab. Sie betrog Kamura in jeder Weise. Sie war wie eine sanfte braune Hündin, die sich für ihren Herrn in Stücke reißen läßt. Wenn Klaus ihren glatten, schmalen Rücken streichelte, war sie voll Dankbarkeit. Man konnte sich keine bessere Gefährtin denken.

Atimeh zeigte Klaus in einer der mondhellen Nächte auch den „Kondor", den silbernen Vogel Kamuras. Tatsächlich war im Rumpf des Flugzeugs, gleich hinter dem Führersitz, ein kistenartiger Behälter, der zur Aufnahme von Werkzeug, Proviant und Kleidern diente, im Notfall aber auch als Versteck für eine Person geeignet war.

Atimeh war es auch, die Professor Sander einen Zettel überbrachte, auf dem stand, daß es Klaus bisher wohlergehe und wie er sich seine Flucht denke. Auf die Beförderung dieses Zettels hatte Klaus besonderes Gewicht gelegt. Als Atimeh ihm die gekritzelte Antwort Peters übergab, hatte er sie in seine Arme genommen und sie auf die schwermütigen, dunklen Augen geküßt.

Atimeh verbarg Klaus vier Tage und vier Nächte. Sie ließ Kamuras Zärtlichkeit über sich ergehen, um ihrem Freunde zu nützen.

So also war Atimeh.

Diese Hingabe rührte Sander mehr als tausend Worte. Er schwor sich, das Mädchen bei der ersten Gelegenheit aus den Fängen der Inselmänner zu retten. Er sagte ihm das. Da warf sich die Kleine vor ihm auf den Boden und setzte seinen Fuß auf ihren nackten Rücken. Es war dies eine Geste tiefster Ergebenheit.

In der vierten Nacht huschte Atimeh zu Sanders Lager und verständigte ihn, daß Kamura morgen in aller Frühe abfliegen werde, da er Befehl erhalten habe. Wohin, konnte sie nicht erfahren. Das ist gleich, dachte Klaus, nur fort von hier! Nur heraus aus dieser Mausefalle; es führen alle Wege nach Rom.

Klaus nahm Abschied von Atimeh. Noch nie war ihm das Abschiednehmen so schwer gefallen. Er küßte die Singhalesin auf den granatäpfelroten Mund. Lange. Es war wie ein Gelöbnis, nicht ihr kleines Schicksal zu vergessen.

Dann wanderte er, die Taschen mit Früchten bepackt, nach dem Flugplatz, und stahl sich in den Schuppen. Zusammengekauert verbarg er sich im Rumpf des Flugzeugs, den Browning in der Faust. Er war entschlossen, seine

Freiheit so teuer wie nur möglich zu verkaufen. Es kam nicht so weit. Nach langen, bangen Viertelstunden rollte der „Kondor“ ins Freie. Der Motor knatterte und der Propeller heulte seine Touren. Die Erde wurde weggezogen und der Doppeldecker schraubte sich in die Lüfte.

Der „silberne Vogel“, mit Kamura am Steuer, durchbrauste die Wolken. Klaus hatte Gucklöcher in die Birkenholzverkleidung des Rumpfes gebohrt. Die Isla del diablo versank, sie sah sich von oben an wie ein starrender Krater. Nach kurzer Zeit war sie nur noch ein lächerlicher Punkt in einer Wüste von Wasser. Sie rasten mit 300 Kilometer Stundengeschwindigkeit nach Nordosten. Gleich wohin — nur fort! Unter sich Wasser, immerzu Wasser, das Meer. Irgendein Ozean. Egal. Stundenlang. Nachts flog Kamura mit einem großen Scheinwerfer, der wie ein fressender Trichter vor dem „Kondor“ herwütete. Ein famoser Wind schenkte dem Flugzeug die halbe Arbeit . . .

Dann kam ein Morgen, der sich für alle Zeiten in Sanders Gedächtnis grub.

Es dämmerte noch. Aus brauenden Nebelschwaden stießen sie in die Tiefe auf eine unendliche Rasenfläche zu, die wie ein Nudelbrett wirkte. An ihrem Rande erhoben sich Schuppen wie riesige Schachteln. Der „Kondor“ ging im Gleitflug abwärts, die Fänge faßten Fuß und nach einem kurzen Auslauf stand die Maschine still.

Endlich war der Augenblick da, auf den Klaus viele Stunden lang gewartet hatte. Man war nicht mehr inmitten von Wasser, nicht mehr in trügerischer Luft, sondern auf festem Boden, unter normalen Verhältnissen. Man landete.

Jetzt hieß es, unbemerkt zu entkommen. Kamura durfte nicht ahnen, daß er einen blinden Passagier mitgenommen hatte. Eine vorzeitige Entdeckung hätte Peters Befreiung ernstlich in Frage gestellt, da Klaus ja noch immer nicht die geographische Lage der Isla kannte. Noch bevor der Japaner den Motor abstellte, hatte Klaus den Deckel seiner Kiste hochgeklappt, um für alle Fälle gerüstet und orientiert zu sein. Einmal auf der Erde, schwang er sich mit einem Satz aus dem Behälter, schloß geräuschlos den Deckel und balancierte auf dem Rumpf des Flugzeugs, indem er sich am Gestänge festhielt. Sobald der „Kondor“ seine Auslaufgeschwindigkeit verringerte, sprang er ab und verschwand wie ein Schatten hinter dem nächsten Schuppen. Es war eine Meisterleistung. Kamura konnte nichts bemerken, da sich alles hinter seinem Rücken abspielte und die Maschine genug Lärm machte. Das größte Glück für Sander war indessen, daß der ganze Flugplatz leer von Menschen war. Die Werkmonteure und der Schuppenverwalter eilten von der entgegengesetzten Seite herbei, so daß das Flugzeug sich zwischen ihnen und Sander befand und ihn gegen Sicht deckte. Der Nebel machte es auch unwahrscheinlich, daß Klaus von einer der Flugzeughallen aus beobachtet worden war. Er lief hinter den Gebäuden entlang und spähte nach einem Zeichen, das ihm verriete, wo er sich befinde. Er hatte in der Tat keine Ahnung. Als er um eine Ecke bog, stieß er auf eine Reklametafel.

„Besichtigen Sie meine Schaufenster!“
Herrenmoden Wilson, Broadway.

Vortrefflich, das war Englisch, da stand Broadway! Man war zweifellos in der Nähe von Newyork! Ein paar Schritte weiter hieß es: „Flughafen Staten Island“. Sanders Herz tobte. Staten Island liegt bei Newyork!

Gemächlich ging er auf die Wartehalle zu. Der Platz lag verlassen. Wegen des unsichtigen Wetters waren wenig Menschen da. Klaus trug noch immer seinen blauen Schlosseranzug und nahm auf einer der Bänke Platz. Eine volle Stunde mußte er warten, bis sich der Japaner sehen ließ. Solange dauerte es, bis alle Formalitäten erfüllt und der „Kondor“ untergebracht war. Kamura nahm eines der herumstehenden Mietautos. Klaus folgte in dem nächsten. Sein Chauffeur wunderte sich ein bißchen, preschte aber dann doch los. Bei der Landungsbrücke von New Brighton stieg Kamura aus und benutzte einen der kleinen Binnendampfer, welche die Upper Bay bevölkern. Klaus hing an dem Gelben wie eine Zwecke. Sie landeten auf Manhattan.

„Fifth Avenue, 326,“ rief Kamura seinem Chauffeur zu.

Klaus stopfte an einem Laternenpfahl gelangweilt seine Pfeife mit einem Gemisch von Mais- und Bananenblättern, da ihm seit Tagen der Tabak ausgegangen war. . . .

Nr. 326 war die Klinik von Professor Angel.

Kapitel 13.

Klaus wird schwankend.

Während das Auto mit dem Japaner davonrollte, sah Klaus an sich herunter. Er lächelte. Ne, so konnte er seine Rolle nicht gut weiterspielen. Er schlenderte am Hafen dahin. Die Gegend war mit Kaschemmen, Tanzlokalen und Läden zweifelhafter Güte übersät. Sander dehnte behaglich die Glieder in der Überzeugung, daß er einen schönen Brocken Arbeit hinter sich habe. Hm, wo dieser Mr. Devil wohl steckte? Was Lux und Ines trieben? Dem Japaner vorhin zu folgen, wäre sinnlos gewesen, nachdem er dessen Ziel kannte.

Dann trat er in ein Kleidermagazin, wo von Kavalieren abgelegte Anzüge spottbillig zu haben sein sollten, wie es in der Auslage hieß. Während er die Sachen probierte, kam ihm der Einfall: heikel darf man in dem Metier nicht sein! Als er den Laden verließ, sah er aus wie ein mit überholter Eleganz gekleideter kleiner Citybuchhalter. Beim erstbesten Optiker kaufte er eine jener Dollarbrillen, wie sie jetzt als Sonnenschutz wegen ihrer moosgrünen Gläser in Schwung sind. Er ging von der Berechnung aus, daß nichts die Physiognomie eines Menschen so sehr verändert, als eine undurchdringliche Brille. So ausstaffiert suchte er das nächste Telegraphenamt. Es lag in der Sunbeamstreet. Er langte sich einen der Formularblocks und überlegte die Depesche an Gussy.

Schließlich kabelte Klaus:

„Nimm nächstes Schiff nach Newyork! Peters Aufenthalt entdeckt. Kein Grund zur Sorge. Obregonsquare 101 Mrs. Hiller steht Zimmer für dich bereit. Drahte umgehend an Miß Ines de Castro, Newyork, Kensingtonstreet 26 folgendes: „Mutter besser, komme baldigst. Klaus Bender.“ Viele Grüße, dein Schwager.“

Er bezahlte das Telegramm. Es kostete ein Eckhaus. „Bah“, dachte er. „Gussy und Peter sind das wert.“ Er freute sich schon auf das Wiedersehen und die Gesichter. Wenn er ehrlich sein wollte, spielte ein bißchen Eitelkeit ohne Zweifel mit. Aber du lieber Gott, man ist doch auch nur Mensch! Übrigens waren 99 Prozent echte, uneigennützige Freude.

Er schritt nach einem der kleinen Hotels im Zentrum der Stadt und ließ sich ein Zimmer geben. „Für eine Woche etwa“, sagte er zu dem Portier. Denn eher durfte er Ines nicht unter die Augen treten, ohne ihren Verdacht zu erregen. Aus demselben Grunde vermied er es auch, sein Zimmer bei der Witwe Watson zu benutzen. Er rechnete: 5 und 4 und 2, also 11 Tage waren erst verstrichen. Es fehlte noch eine volle Woche bis zu dem ersten Wiedersehen mit der Tänzerin. —

Diese Frist verwendete er, um die beiden Hauptverdächtigen, Lux und Ines, zu überwachen. Die Ausbeute war mager, besser gesagt, negativ. Was die Tänzerin betraf, so spürte er ihr tagelang nach. Es begab sich nichts. Sie verließ ihre Wohnung eigentlich nur, um nach dem Capitol-Palast zu fahren, wo man ihre Nummer um weitere 14 Tage prolongiert hatte. Ines lebte wie ein Zögling von Sacré Coeur, empfing keine Herrenbesuche, flirtete, bummelte, schwärmte nicht. Jeden Abend fuhr sie nach der Vorstellung in dem gleichen, grünlackierten Taxi und mit dem gleichen Chauffeur am Steuer heim. Ines war für eine Jüngerin der geschürzten Muse von unwahrscheinlicher Solidität. Ines war mit einem Wort treu, unheimlich treu.

Klaus hatte Momente, wo er nach einer Entschuldigung für ihre Handlungsweise an Peter suchte. Denn obgleich Peter die Lantadilla nicht kennen wollte, blieb Klaus bei seinem Verdacht; es sprachen zuviele Dinge gegen sie. Dann wieder hatte er Augenblicke, wo er dieses Weib tödlich haßte, das in einem bildschönen Körper eine verdorbene Seele barg und eine Reihe solcher Schwierigkeiten bereitete.

Eines Nachmittags folgte er ihr an den Kai, wo die großen Europadampfer anlegten. Seine grüne Brille begleitete ihn. Diese und das wegen eines fälligen Hapagschiffes herrschende Gewühl gestattete ihm, mühelos in die nächste Nähe von Ines zu gelangen. Durch einen Stapel Koffer von ihr getrennt, konnte er jede Regung ihrer Gesichtsmuskeln beobachten . . . Ines blickte träumerisch in die Ferne, aus der der Ozeanriese kommen mußte. Als sie sich zum Gehen wendete, schimmerten ihre Augen feucht. Tränen, wie? Klaus liebte Tränen nicht, aber diesmal überkam ihn irgendeine wärmere Regung. Hinterher schämte er sich ihrer. Nur nicht schlapp werden, nahm er sich vor. „Ich benehme mich anfängerhaft“, räsonnierte er. „Nur ein Greenhorn fällt auf zwei sentimentale Augen herein.“ Mit wütendem Eifer verbannte er alles Subjektive aus sich. Nur ein ganz kühler Kopf taugte für das Kommende. —

(Fortsetzung folgt.)

Was der Mensch an Bildung gewinnen soll, kann ihm nur eigene Selbsttätigkeit erwerben. Wer die zu erwecken versteht ,ist ein tüchtiger Erzieher und ein Meister, wenn er auch nirgends eingezünftet gilt. Die größten Lehrmeister des Menschengeschlechts waren, sind und bleiben: Not, Beispiel und Liebe.
Jahn.



Die verschenkte Heimat.

Skizze von W. Emil Schröder.

Schwebender Schritt trug Anita Hertenstein in das Jagdzimmer. „Darf ich die Herren zu Tisch bitten?“

In diesem Augenblick brachte ihr der alte Diener auf silbernem Tablett eine Karte: „Manfred Trevirus“. Die Karte zitterte leicht in ihrer Hand. Überlegend trat sie durch die hohe, braun getäfelte Tür zum Speisesaal. „Ich hoffe, Sie sind nicht abergläubisch, meine Herren. Der dreizehnte Gast läßt sich soeben melden.“ Ihr gewinnendes Lächeln entwaffnete im voraus, zerstreute einige bedenkliche Stirnfalten. „Aber nein!“ klang es lebhaft durcheinander. Sie verneigte sich: „In wenigen Minuten gehöre ich wieder Ihnen!“

Trevirus stand im Empfangszimmer, musterte mit verhaltener Ungeduld einige alte Kupferstiche auf der seidengrauen Tapete, als er einen wohlvertrauten Schritt hörte.

„Frau Anita — Verzeihung — gnädige Frau!“ Ehrerbietig küßte er die kleine, feste Hand, die sich aus duftiger Crêpe-de-Chine-Wolke ihm entgegenstreckte.

„Hätte ich geahnt, daß Sie große Gesellschaft halten! Gestern abend traf ich in Hamburg ein. Ich wollte mein Versprechen einlösen, daß nach drei Jahren Afrika Ihnen mein erster Besuch gehöre.“

„Ich freue mich, Sie endlich wiederzusehen,“ sagte sie schlicht, „doch kommen Sie! Führen Sie mich zu Tisch. Sie sind allerdings — der dreizehnte Gast.“ — Er lächelte: „Ich glaube nicht an derlei Vorzeichen.“

Unbefangen stellte Anita vor: „Trevirus, der drei Jahre Afrikas Wildnis unsicher machte — meine Jagdgefährten von heute. Und nun zur Suppe!“

Sie klatschte vergnügt in die Hände, wie ein Kind, dem unerwartete Freude widerfahren ist. Manfred war auf diese ungebundene, gesprächige Umgebung nicht vorbereitet. Er hatte eine stille Plauderstunde erhofft. Prüfend ließ er zwischen Suppe und Fleisch den Blick umher gleiten. Er spürte manchen kritischen Blick, las in manchem Mundwinkel Mißtrauen oder Überheblichkeit. Er atmete auf, als Anita die Tafel aufhob und als im Rauchzimmer Mokka gereicht wurde.

Baron zur Gelten und sein Freund Just Wertern bemühten sich auffällig um Anita. Trevirus sah es mit Mißbehagen und machte sich Vorwürfe, daß er unüberlegt, einer plötzlichen Eingebung folgend, mit dem erstbesten D-Zug von Hamburg nach Schloß Hertenstein gereist war.

Schweigsam lehnte er am Kamin, als Anitas graue Augen ihn riefen. „Herr Trevirus — was soll ich machen? Herr Baron zur Gelten und Herr Wertern wollen mit mir morgen früh ausreiten. Leider jeder allein.“ Der Schelm blinkte aus ihren Grübchen.

Er lächelte höflich: „Der Wunsch ist auch mir verständlich.“

„Gut!“ meinte sie scheinbar ernst. „Ein Ausweg! Wer von Ihnen — jawohl, auch Sie, Herr Trevirus! — mir bis Mitternacht das größte Opfer bringt, wird morgen mit mir ausreiten. Bedingung: Diskretion, kein Neid auf den Sieger und — kein Geldopfer!“

Wertern rieb sich die Hände: „Der Ritt ist bestimmt mein. Dürfen wir um Urlaub bitten?“ Baron zur Gelten und Just Wertern waren blitzschnell verschwunden. Anita blickte Trevirus aus klaren grauen Augen an: „Nun? Ist es Ihnen recht?“

Er schöpfte tief Atem. „Ich will ehrlich sein: Nein, ich kam mit anderen Plänen hierher und wollte mich nicht an einem Preisrätsel beteiligen. Die alte Heimat hat ein anderes Gesicht; vielleicht bin ich Fremdling, zu sehr Afrikaner geworden.“

„Fürchten Sie, weil Sie der Dreizehnte sind?“

Er erhaschte ihren Blick, zögerte: „Gut. Der Morgenritt lohnt Kopfzerbrechen und Opfermut.“

„Ihr Zimmer ist bereit. Josi wird Sie führen!“ Wie warm das klang, wie besorgt mütterlich! — —

Nachdenklich blieb Manfred im Zimmer stehen. Von unten her klang Gelächter lärmend durch das Haus. Da dachte er an stille Nächte in afrikanischer Wildnis, an blendend helle Sterne, dunkelblauen Nachthimmel — tiefe Sehnsucht rief ihn: Zurück in die Wildnis, fort von den Menschen! Aber Anita? Wollte er sie nicht bitten, die Seine zu werden?

Behutsam ging er die Treppe hinunter, stieß die Tür auf. Laue Juniluft, silbriges Mondlicht fluteten über ihn hin. Er schritt langsam durch den Garten. Weiches Flimmern der Luft berauschte ihn, sein trunkenes Auge suchte ferne dunkle Wälder, sein überscharfes Ohr glaubte das Rieseln heimlicher Wasser zu hören. Unendlich fern schlug eine Nachtigall. Da löste sich von seiner Seele der Zauber afrikanischer Nächte, weil er die liebe Stimme der alten Heimat hörte. Fremde Sehnsucht warb heftig um seine Seele. Würziger Jasminhauch schwang sich ihm entgegen. Eine Nachtschwalbe strich so dicht vorbei, daß er ihren weichen Flügelschlag empfand. Dann dachte er wieder: „Anita! — Ein Opfer bringen! Bist du die Sphinx, die stirbt, wenn man ihre Rätsel löst?“

Trotz kämpfte mit der alten Sehnsucht: „Ich will nicht Gast meiner Heimat sein, sondern wieder verwurzeln mit ihr und alle Träume fremder Welten in der Erinnerung begraben.“

Ihm war, als würde sein Schreiten durch den dunklen Garten wunderbar leicht. Sein Ohr vernahm das feine Knirschen des Kiesweges. Geisterhaft verschwommen wandelte eine Gestalt daher. Als sie näher kam, spürte er sein Glück.

„Frau Anita!“ flüsterte er schlicht, „ich will mein Opfer bringen, ich will nicht mehr vagabundieren, sondern Gefangener sein.“

„Sie verschenken eine neue Heimat“, sagte sie warnend. „Daß Ihr Opfermut Sie nicht doch reut!“

Hastiger antwortete er: „Ja, ich träumte es mir schön, Sie in jene Wunderwelt zu entführen; aber was im Schoße der Mutter Erde Wurzel geschlagen hat, verwelkt im Treibhaus. Ich verschenke meine neue Heimat voller Wunder, weil ich bei Ihnen die alte Heimat wieder fand.“

„Ich ahnte es!“ Schlank stand sie neben ihm. Immer noch sang fern die Nachtigall. Als sie verstummte, hängte sich Anita bittend in seinen Arm: „Du, wir wollen zwei Pferde satteln lassen und der Sonne entgegen reiten.“

Scheinbar ernstch mahnte er: „Und meine beiden Mitbewerber?“

Sie lachte leise auf: „Ihre Opfer kenne ich längt. Baron zur Gelten will mir seit zwei Jahren seinen Lieblingsfuchs Grane zu Füßen legen. Wertern hat schon im vergangenen Herbst sein Jagdschloß auffrischen lassen und „Anitas Ruh“ getauft.“

Da nahm er sie, die nicht widerstrebte, in seine Arme und raunte ihr ins Ohr: „Sie tun mir beide leid. Darf ich sie als Trauzeugen laden?“

Ihr beglücktes „Ja“ dünkte ihn herrlicher als der Zauberruf der verschenkten Heimat, der schwächer und schwächer an sein Herz drang.

Einem Kind in die Wiege.

Liebes Kindlein, sei gegrüßt!
Wir kennen dich nicht.
Wissen nur: Du kamst und bist
Mit uns im Raume, der dunkel ist.
Schlafe, mein Brüderchen!

Liebes Kindlein, sei gegrüßt!
Wir tasten nach dir
Stumpfen Sinns. Du hörst uns nicht;
Träumst noch, umzittert von Himmelslicht.
Schlafe, mein Brüderchen!

Liebes Kindlein, sei gegrüßt!
Gar viele sind hier,
Einst wirst du wach sein und sehn
Nächte um schweigende Sterne wehn.
Schlafe, mein Brüderchen!

Liebes Kindlein, sei gegrüßt!
Wir gleiten hinab.
Kurz auf sich kreuzender Bahn
Finden sich Hände. Du steigst hinan!
Schlafe, mein Brüderchen!

Alfred Graf.

Abenteuer in der Wüste.

Von Hans Felix Nocholl.

Im Frühjahr dieses Jahres war das Kommando einer kleinen britischen Truppenstation in Mesopotamien in einiger Verlegenheit. Eine größere Summe, es mochten etwa 50 000 Mark sein, sollte eiligst nach Smyrna an das dortige Rote Kreuz gesandt werden. Unter den anwesenden Offizieren stand aber niemand zur Verfügung, dem man ausreichend Gewandtheit und Landeskenntnis hätte zutrauen können. Da erbot sich eine junge Amerikanerin, Miß Carr, die seit mehreren Jahren in Vorderasien als Krankenschwester tätig war, den Auftrag zu übernehmen. Nach einigem Zögern willigte man notgedrungen ein, zumal Miß Carr alle zur glücklichen Durchführung des Unternehmens erforderlichen Eigenschaften besaß. Unverzüglich machte sich die unerschrockene junge Dame an die Vorberei-

tungen zu ihrer etwa 1600 Kilometer langen Fahrt, die im Kraftwagen gemacht werden sollte, und trat dann die einsame und gefährliche Reise an.

Anfangs ging alles gut. Miß Carr kam schnell vorwärts und hatte etwa die Hälfte des Weges zurückgelegt, als das Glück die mutige Fahrerin verließ. Das Auto befand sich in gebirgiger Gegend auf einem schmalen, mit feinem Sand bedeckten Wege, auf dem das Steuern außerordentlich schwierig war. In dem losen Sande kam der Wagen leicht ins Rutschen, gerade als die Straße dicht an einem tiefen, steilen Abgrunde entlang führte. Trotz aller Vorsicht und Geschicklichkeit gelang es Miß Carr nicht, den Wagen immer gerade zu halten, und schließlich trat das Gefürchtete ein. Die Hinterräder rutschten ab, und der Wagen hing, halb in der Luft schwebend, über der Tiefe. Nur der Umstand, daß der vordere Teil an einer etwas vorragenden Felsnase einen Halt gefunden hatte, bewahrte das Auto vor völligem Absturz.

Die Amerikanerin sprang aus dem gefährdeten Auto und überdachte ihre Lage. Den Wagen ohne fremde Hilfe wieder aufzurichten, war unmöglich. Da die Hinterräder frei in der Luft schwebten und nirgend einen Halt fanden, nützte auch die Kraft seines Motors nichts. Das Auto mußte seinem Schicksal überlassen werden. Aber was wurde aus der kühnen Fahrerin? Die Gegend war wild und menschenleer. Der Zustand des Weges bewies, daß ihn nur selten jemand benutzte. Wochen mochten vergehen, ehe ein Auto oder ein Reiter daher kam. Die einzige Hilfe war von den Wüstenstämmen zu erwarten, die als Räuber die Straßen unsicher machen; aber — so hoffte Miß Carr — einer wehrlosen, sie um Schutz bittenden Frau würden sie ihre Hilfe nicht versagen. Der Versuch erschien nicht ungefährlich; da aber die junge Krankenschwester einen anderen Weg zur Rettung nicht sah, entschloß sie sich, diesen einzuschlagen. Zwar das Auto mit allen Ausrüstungsgegenständen war verloren, es bestand aber wenigstens die Möglichkeit, das Leben zu retten. Die 50 000 Mark verbarg sie sorgfältig an ihrem Körper, dann machte Miß Carr sich auf die gefährliche Wanderung, wobei sie Vorsorge traf, im Notfalle den Weg zum Auto zurückfinden zu können. Zwei Tage wanderte sie so unter den sengenden Strahlen der Sonne, nachts schlief sie in ihren Mantel gehüllt im Wüstensande. Am Abend des zweiten Tages bemerkte die Einsame, daß sie diesen Marsch durch die menschenleere Wüste nicht durchhalten würde. Auch schien es ihr jetzt geratener, auf der wenn auch wenig begangenen Straße Hilfe abzuwarten, als durch die Einöde zu irren. So kehrte sie wieder um und erreichte nach dreitägiger Abwesenheit den noch immer über dem Abgrunde hängenden Wagen.

Als Miß Carr am andern Morgen früh erwachte, sah sie einen grauen Schatten über den Weg huschen, dem bald andere folgten. Ein kalter Schauer rann der mutigen Reisenden über den Rücken. Es gab keinen Zweifel: ein Rudel Wölfe war auf ihre Spur gestoßen und ihr gefolgt. Zwar ist der Wüstenwolf im allgemeinen feige und greift den Menschen nicht an, doch dies Rudel war vom Hunger gepeinigt und ging daher unter Führung eines alten Leittieres alsbald zum Angriff über. So schnell waren die Tiere heran, daß Miß Carr keine Zeit fand, ihre Schußwaffe aus dem Wagen zu nehmen. Doch in Reichweite lag eine Eisenstange, wie sie zum Aufmontieren der Reifen gebraucht werden; mit dieser teilte sie wuchtige Hiebe gegen die heran drängenden Wölfe aus. Zunächst war sie erfolgreich. Mehrere der Tiere fielen mit schweren Wunden am Kopfe, mit gebrochenen Rippen und Gliedern zu Boden. Aber das Rudel war zu groß, und Maß Carr sah den Augenblick immer näher kommen, wo sie ermattet die Waffe sinken lassen und zwischen den Zähnen der hungrigen Wölfe enden würde. Verzweifelt blickte sie sich nach einem Zufluchtsort um, wo sie sich eine Zeitlang ausruhen und frische Kräfte für den ungleichen Kampf sammeln könnte. Sie fand nichts anderes als das am Straßenrande halb in der Luft hängende Auto. Mit einem gewandten Sprunge schwang sie sich auf das Verdeck des Wagens, wo sie zunächst gegen den Ansturm ihrer gierigen Feinde einigermaßen gesichert war, wenngleich einige der kühnsten ihr auch dorthin zu folgen versuchten, so daß Miß Carr ständig auf der Hut sein mußte.

Dazu zeigte sich plötzlich eine neue Gefahr. Die Bewegungen, welche die Bedrängte machen mußte, um die angreifenden Bestien mit der Eisenstange zurückzuschlagen, und die Sprünge der Wölfe gegen die Wagenwände erschütterten das Fahrzeug so heftig, daß es von der Felsspitze in die Tiefe zu stürzen drohte. Miß Carr mußte erkennen, daß sie ihre Lage nicht gebessert, bestenfalls ihr unabwendbares Ende nur etwas hinausgeschoben hatte.

Der Abend nahte. Die ständige körperliche und seelische Anspannung zehrte die Kräfte des jungen Mädchens rasch auf. Die Wölfe hatten ihre Taktik geändert und die direkten Angriffe aufgegeben. Im weiten Halbrund saßen sie lauernd da, wohl wissend, daß ihnen ihr Opfer nicht mehr entgehen könne. — Doch plötzlich kam Unruhe in das Rudel. In der Ferne tauchte die Silhouette eines sich rasch nähernden Reiters auf, dem andere in kurzem Abstande folgten. Nach wenigen Augenblicken, gerade zur rechten Zeit, erschien die kleine Kavallerieabteilung, eine Streife der britischen Streitkräfte, auf dem Schauplatz. Eine wohlgezielte Salve streckte eine Anzahl der Wölfe zu Boden, die übrigen Raubtiere entkamen in eiliger Flucht. Die infolge der ungeheuren Nervenanspannung fast bewußtlose Miß Carr wurde auf ein Pferd gesetzt und nach Mussol ins Krankenhaus gebracht. Sobald sie einigermaßen wiederhergestellt war, sorgte sie dafür, daß die ihr anvertraute Summe eiligst an ihren Bestimmungsort gesandt wurde, worauf sie, überall als Heldin gefeiert, wieder nach Bagdad zurückkehrte.

Täglich zu singen.

Ich danke Gott und freue mich
Wie's Kind zur Weihnachtsgabe,
Daß ich bin, bin, und daß ich dich,
Schön menschlich Antlitz, habe;

Daß ich die Sonne, Berg und Meer
Und Laub und Gras kann sehen
Und abends unterm Sternenheer
Und lieben Monde gehen;

Und daß mir denn zumute ist,
Als wenn wir Kinder kamen
Und sahen, was der heilge Christ
Bescheret hatte, Amen!

Claudius.



Bunte Chronik



* **Der Gewissensfonds in Amerika.** Vor mehr als hundert Jahren sandte ein ungenannter Bürger der Stadt Newyork dem Schatzamt von Washington einen Dollar zu mit dem Geständnis, daß er einst den Staat um diese Summe betrogen habe. Dieser Anonymus wurde der Gründer des berühmten amerikanischen „Gewissensfonds". Von Zeit zu Zeit wurden diesem neue und auch größere Spenden zugesandt von Leuten, die nachträglich Gewissensbisse verspürten über irgend ein begangenes Unrecht, denn allmählich bürgerte sich der Brauch ein, auf diesem Wege auch allerlei andere Verfehlungen, als nur solche gegen den Staat zu sühnen, ohne sich doch durch Namensnennung bloßstellen zu müssen. Immerhin dauerte es über fünfzig Jahre, ehe der Fonds beträchtlicheren Zuwachs erhielt. Erst im Jahre 1861 wurden dem Schatzamt in Washington 6000 Dollar zugesandt mit der Angabe, daß der Spender sein Gewissen dadurch erleichtern wolle. Seitdem ist der Gewissensfonds stetig angewachsen und hat den Betrag von drei Millionen Dollar längst überschritten. Auch in neuerer und jüngster Zeit sind ihm wieder namhafte Beträge zugeflossen, so daß man wohl sagen kann, daß auch bei dem smarten Amerikaner der Geschäftssinn das Gewissen nicht immer und völlig eingeschläfert hat. Allerdings muß man in Betracht ziehen, daß die ganze Summe des Gewissensfonds, dessen Zinsen zu wohltätigen Zwecken verwandt werden, noch nicht den hundertsten Teil der Summen darstellt, um welche die amerikanische Regierung in jedem Jahre betrogen wird. So sind kürzlich dem Fonds aus London durch Vermittlung des amerikanischen Generalkonsuls allein 140 000 Dollar überwiesen worden v on Leuten, die sich erfolgreich im Alkoholschmuggel betätigt hatten und nun, nachdem sie, wie man so sagt, ihr Schäfchen ins Trockene gebracht hatten, außer Landes gegangen waren. Eine nicht viel geringere Summe, die ebenfalls vor kurzem anonym einging, wurde in dem Begleitschreiben ausdrücklich als „für Zollhinterziehungen" angegeben, und es ist anzunehmen, daß der Gewinn des ungenannten Spenders schon recht hoch gewesen sein muß, ehe er sich bewogen fühlte, eine so hohe „Gewissensabfindung" zu zahlen. Die Begleitschreiben zu den Spenden für den Gewissensfonds lassen oft die seltsamsten und auch heitersten Blicke in das menschliche Empfindungsleben tun. So sandte eine Frau fünf Dollar ein, weil sie ihren Mann geschlagen hatte, und ein vierzehnjähriger Junge sandte 36 Cents ein, weil er für diesen Betrag gebrauchte Briefmarken wieder verwandt hatte, wofür ihn nachträglich Gewissensbisse plagten.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.